

Jesaja in der ersten Lesung und Matthäus im Evangelium ergeben heute eine wie selten passende Kombination; zwei echte „Rosinen“ aus der Hl. Schrift, die nebeneinander uns auf neue Gedanken bringen können.

Am Ende des Exils im 6. Jh. vor Christus fern vom Mutterland, abgetrennt vom Volk lebt ein kleiner Rest von Juden in Babylon und hört nicht auf, von den Verheißungen seines unsichtbaren und undarstellbaren Gottes zu träumen. Statt sich in eine hoch entwickelte Kultur einzuschmelzen und einem stärkeren Reich anzuschließen, reflektieren sie in einer noch nie dagewesenen Kreativität ihr Schicksal, wobei sie sich keine Illusionen über ihre eigene Schwäche und Schuld machen. Bemerkenswert ist, dass sie in ihrem Scheitern weder an ihrem Gott noch an ihrer eigenen Berufung verzweifeln, ganz im Gegenteil: sie erkennen, dass ihr Gott nicht nur stärker ist als die anderen, sondern der einzige, und sie selber, das schwache und oft unwillige Volk, ist vorerst das einzige Instrument dieses Gottes, um in der Welt zeigen zu können, was er mit der Schöpfung vorhat.

In dieser Lage erklingt die Prophetie aus der alten Jesaja-Schule über Kyros, den König des seit kurzem zur beherrschenden Macht der Region aufsteigenden Perserreiches. Gott nennt ihn „mein Gesalbter“, das heißt auf hebräisch: „Messias“. Das Volk Israel wartet bereits auf einen „Gesalbten“ aus seinen eigenen Reihen, aus dem Stamm Davids, der dem Volk seinen Glanz und Ruhm wieder zurückgeben werde. Aber Gott gibt ihnen nicht einen neuen jüdischen König, sondern verwendet den frischgebackenen Perserkönig als sein Instrument.

Zweierlei wird daraus klar: Zum einen, dass Gott Herr der Welt und der Geschichte ist. Er ist in seinem Tun nicht spezialisiert nur auf sein Volk, er kann die ganze Welt bewegen. Zum anderen ist es aber deutlich, dass er durch diesen Fremdling letztlich doch sein eigenes Volk erretten und weiterführen möchte. Die Juden werden nicht Anhänger von Kyros, sondern erleben ihren eigenen Gott als universalen Herrscher, der sie nicht vergessen und nicht fallen gelassen hat. Kyros wird den Rest dieses Volkes in sein Land zurückkehren lassen und sponsert sogar den Wiederaufbau des Tempels in Jerusalem. Einige Jahrhunderte vor dem hellenistischen Reich vertrat er eine Toleranz gegenüber Fremden, die nur Herrscher mit Format praktizieren. Und darin sieht Israel die Hand Gottes. Denn überall, wo das Rechte, Wahre und auch das Schöne getan wird, ist dieser Gott am Werk – vor allem, wenn das Geschick seines Volkes vorangetrieben wird.

Jetzt ein Sprung zum Evangelium: Jesus ist bereits in Jerusalem, es laufen die letzten Szenen vor seiner Gefangennahme und vor der Eskalation der Situation. Jesus muss mehrere Streitgespräche führen, über die Auferstehung der Toten, über das wichtigste

Gebot, über die David-Sohnschaft, bevor er eine lange Rede über das Ende halten wird, was zum Entschluss seiner Tötung führt. Die Frage nach der Steuerpflicht des heutigen Abschnittes ist die erste Frage, die als Falle für Jesus gedacht ist. Auch hier wird ein heidnischer König, der römische Kaiser mit dem jüdischen Volk in einem Satz erwähnt. Zur damaligen Zeit konnte man diese Frage nicht beantworten, ohne eine Explosion auszulösen: Wenn Jesus nein sagt, ist er gegen den Kaiser, damit ist er ein politischer Aufrührer; sagt er ja, ist er für den Kaiser, damit kündigt er die Solidarität mit seinem Volk Israel auf. Jesus zieht sich mit einer der genialsten Formulierungen aus der Affäre: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist.“

So beantwortet Jesus die Frage nach dem Verhältnis eines Gläubigen zur weltlichen Macht. Oder andersherum die Frage, in welcher Weise regiert Gott sein Volk? Auch wenn Jesus mit der Geld-Münze argumentiert und es um die Steuer geht, steht viel mehr auf dem Spiel als nur das Geld: es geht um die Macht der Welt und um die Macht Gottes. Jesu Antwort trifft deshalb eine grundlegende Unterscheidung. Logisch wäre entweder Identität oder Gegensatz anzunehmen: Entweder der Kaiser ist Gott bzw. Gott bestellt den Kaiser, das wäre Identität; oder es gilt: entweder Kaiser oder Gott, die zwei schließen sich aus, so sähe der Gegensatz aus. Aber Jesus sagt: der Kaiser ist Kaiser und Gott ist Gott, beides braucht es, sie müssen sich nicht stören. Statt Kaiser könnte im Satz allerdings vieles stehen: der Staat, die Wissenschaft, die Familie, die Gesundheit – letztlich die Welt überhaupt: gib der Welt, was ihr gehört und Gott, was ihm gehört... In diesem einfach klingenden Spruch steckt also ein enormes Potenzial: Er definiert das Verhältnis von Gott und Welt in der denkbar kürzesten Formel. Jesus erteilt nämlich der sakralen Überhöhung der Politik und der Welt eine Absage, damit entzieht er jeglicher Theokratie den Boden; zugleich verneint er jeden Gegensatz und jede Trennung zwischen Weltlichem und Gläubigem. Der Glaube muss nichts in der Welt fliehen. Denn Gott und Kaiser stehen auf zwei unterschiedlichen Ebenen und dürfen keine Konkurrenten sein. Diese Verhältnisbestimmung umzusetzen ist allerdings eine menscheitsgeschichtliche Aufgabe feinsten Art. Wenn man sie ernst nimmt, muss der Glaube die Kirche zwischen Skylla und Charybdis durchsteuern, d.h. sowohl die sakralisierte Macht als auch die reine Verweltlichung vermeiden.

„Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört, und Gott, was Gott gehört!“ Schon im Judentum war klar, dass *alles* Gott gehört, der ganze Mensch, sein ganzes Leben mit all seinem Vermögen und seiner Leidenschaft. Aber ihm gehört es anders als es dem Kaiser gehört. Wir denken gewöhnlich in Teilen: einen Teil bekommt der weltliche Kaiser in seinen vielen Schattierungen, und einen sonntäglich frommen Teil bekommt Gott. Hinter Jesu Antwort steht dagegen das

Wissen um die Autonomie des Weltlichen und die Transzendenz Gottes. Unsere Aufgabe ist, ganz in der Welt und für die Welt zu leben. Aber so, dass dabei in allem Gott geehrt wird. Auf die Frage, was Gott gehört, lautet die richtige Antwort: Gott gehört die Ehre, die Ehre seines Namens. Unser Geld können wir aufteilen: nach Steuern und Fixkosten bleibt vielleicht etwas für Spenden übrig. Aber unser Leben darf nicht geteilt werden. Es gehört ganz der Welt und ganz Gott. Gott ist Herr der ganzen Welt und alles in ihr soll seiner Ehre und seiner Freude dienen. Denn nur dann dient sie auch dem Menschen und stellt sich nicht gegen ihn. Wir leben heute in einer weitgehend säkularisierten Welt, aus der Gott vielfach verbannt wurde. Und es ist eine konsequentere und für uns günstigere Position, als wenn die Welt oder Teile in ihr als heilig gelten würden. Aber in dieser weltlichen Welt soll der Glaube Licht und Salz für die Welt sein, damit Gott als ihr Schöpfer, Erlöser, Retter und Liebhaber erscheinen kann.